

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

30) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Reuter.

Völlig mit seinen Gedanken beschäftigt, schloß Bohemund wieder seinen Adelsalmanach. „Eitelkeit der Eitelkeiten; alles ist Eitelkeit,“ sagte Amenjen mit seiner verträumten Stimme, während er sich leicht aufrichtete, um seine Pfeife wieder anzuzünden.

Sie schwiegen; jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Die Sonne ging unter.

Auf dem Wege, der sich am Fuße des Kastells dahin wand, schritten Gestalten wie aus der Bibel. Am Rande der von Mais wogenden Ebene Ephrata zogen Kamele vorüber. Bei dem schaukelnden Schritt der Tiere sah es aus, als ob ihre Reiter in Booten auf dem grünen Schilfmeer schwämmen.

Zur Rechten baute sich, von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, Bethlehem stufenweise wie eine goldene Leiter auf. Dahinter färbten sich die Obstgärten von Hebron violett; weiter unten verschwamm das tote Meer immer undeutlicher, und am Horizont verschmolzen die Berge von Moab sanft mit dem zarten Abendhimmel.

Aber zur Linken, im Schatten, weckte Jerusalem, das einsam und grau auf steiler Höhe, feindlich und uneinnehmbar da lag, in Elias den alten Groll.

„Und dennoch,“ fuhr er, wie mit sich selbst sprechend, fort, „dennoch habe ich dieser Ausfägigen die bitterste Täuschung der Welt bereitet. Sie hielt mich für den Sohn Gottes, sie hat sich mir zu Füßen geworfen, sie hat geweint und gebetet, sie erwartete von mir ihr Glück und ihre Heilung. Und ich habe meine Hände aufgestan, aber anstatt das Wunder zu vollbringen, nur eine Handvoll Geld ausgestreut. Und die andere! Aus meinem Glauben, meinem Wissen, meinen Illusionen habe ich ihr einen Thron erbaut. Wie ein Kind habe ich mich auf den Knien zu ihr hingefleht. Als ihre Füße im Schnee des Libanon erstarrt waren, habe ich sie mit meinem Hauch wieder erwärmt. Mein Herz habe ich ihr geschenkt und ihr die Pforte zum Leben geöffnet. Sie hat mein Herz verloren und die Pforte wieder geschlossen. — In dem Maße wie meine Liebe wuchs, verminderte sich ihre Bärtlichkeit, und doch würde ich mich mit wenigen Broden begnügt haben. Und jetzt macht sie mir einen Vorwurf daraus, daß ich nicht der himmlische Gatte bin, für den sie mich hielt; sie schämt sich meiner und dessen, was man meinen Unglauben nennt; sie quält und verfolgt mit mit ihren biblischen Sprüchen und beschwört mit mit den Blicken einer beleidigten früheren Gottesbraut, meine Sünden zu bereuen und die Nichtigkeit meines Glaubens öffentlich zu bekennen.“

„Das werden Sie doch hoffentlich nicht tun?“ rief der Graf entkräftet.

„Nein, jetzt nicht mehr. Ich habe eine Protestantin geheiratet; um Ruhe zu haben, erlaube ich, daß meine Tochter eine lutherische Schule besucht — wählen möge sie später selbst; — aber ich für meine Person möchte lieber Astaroth oder Baal anbeten, diese personifizierten Mächte der großen, lebendigen Natur, als mich wieder zu dem Christus dieses Pastor Born bekennen, den er nach seinem eigenen Bilde geformt und in dem er alles das vergöttlicht hat, was er an armjeliger kalter Menschlichkeit in sich trägt.“

Zitternd, mit einem herben Zug um den Mund war Elias auf den Sessel zurückgesunken.

„Ach, mein armer Freund, ich hatte es Ihnen wohl gesagt: hüten Sie sich vor den Weibern! Sie entmutigen uns und töten unseren Heroismus und Idealismus. Aber, Schicksalsschwerenot! lieber Freund, einer Frau wegen braucht man doch nicht gleich so zu verzagen, und noch dazu einer Ketzerin wegen, wenn ich im Grunde genommen auch diesen Deuten aus ihrer Ketzerie keinen Vorwurf mache. Uebrigens verstehe ich nichts von ihren Bänkereien, und wenn sie sich weigern, zur heiligen Jungfrau zu beten, so ist das allein ihr Schade; was ich ihnen aber nicht verzeihen kann, das ist die unschöne Rücksternheit, welche sie um sich verbreiten. Und zwar unter

dem Vorwande des Fortschritts! Ich frage mich, was für ein Fortschritt kann wohl darin liegen, daß man sich in knappe Kleider zwingt und schöne, geheiligte Ruinen schleift, um sie durch Häuser mit Ziegeldächern und Studarbeiten zu ersetzen? Mich nennen sie einen Narren und machen sich lustig über mein Kastell, mein Schwert und meinen Maltesermantel; ich glaube aber weniger lächerlich zu sein als sie; denn weder ich noch mein Schloß verunstalten diese erhabene, verwüstete Landschaft, die noch ebenso geblieben ist, wie die Kreuzfahrer sie gekannt haben. Wollen sie aber durchaus mit ihrer Zeit mitgehen, nun, so mögen sie das mit sich abmachen; was hat denn die Zivilisation mit der Religion zu tun? Ist die Welt denn nicht groß genug für alle diese Fortschrittschwärmer? Mögen sie doch unseren gläubigen Seelen dieses Fleckchen Erde lassen, das durch seine Erinnerungen geweiht und durch seine Vergangenheit verehrt ist. Manchmal frage ich mich erstaunt, was das für Dogmen sein können, die so den Sinn für das Aesthetische und Malerische ertöten? Warum soll man nicht achten, was es an Ehrwürdigem, Rührendem und Poetischem in den Ueberlieferungen gibt? Der Katholizismus hat niemals die Schönheit der Natur und die altertümlichen Sitten zerstört. Wir haben Klöster, Schulen und Kirchen in ganz Palästina; sie harmonieren mit der Dertlichkeit; unsere Adepten brauchen nicht auf ihren angeborenen Adel zu verzichten. Betrachten Sie dort unten jene arabischen Frauen, deren mit Henna geschminkte Wangen unter dem wehenden Schleier glänzen: es sind glühende Katholikinnen, und doch tragen sie noch die Kleidung, welche Renaud de Chailfon entzückte. Und erinnern die Franziskaner, die dort mit militärischem Schritt den Hügel herabsteigen, Sie nicht an jene streitbaren Mönche, die abwechselnd mit dem Schwerte stritten und mit dem Kreuze segneten? So habe ich mich hier dreißig Jahre lang zwischen dem Terebintental und der Ebene Ephrata zwischen Jerusalem und Bethlehem bewegen können, ohne in meinen mittelalterlichen Visionen gestört zu werden. Aber da sind die Postiven gekommen. Deutsche, Engländer, Amerikaner; sie kamen und kommen noch alle Tage. Und wissen Sie, mein Lieber, was ich soeben erst zu meiner großen Beunruhigung beobachtet habe? Nun, eine neue Kolonie, die da unten eine Konzession erworben hat und sich häuslich einrichtet. Nehmen Sie mein Fernrohr; es ist kein neues Modell, aber, weiß der liebe Himmel, ich sehe schon damit viel zu viel. Sehen Sie die Berge von Ziegeln und Eisenschienen? Was soll man dazu nun sagen?! Da lassen sie Ziegelsteine aus Europa kommen, während hier die Steine keinen Heller kosten!

Häuser werden sie bauen mit grünen Fensterladen und gußeisernen Balkons. Hohe Schornsteine werden aufschließen und vielleicht auch Fabriken. Schnurgerade Straßen werden dort entstehen. Gärten mit Kieswegen und Glasfugeln und Gemüsegärten, in denen die Kohlköpfe in Reihe und Glied stehen. Und wissen Sie auch, welchen Namen diese neue germanische Ansiedlung erhalten hat? O höchste Ironie, o heilige Einfalt! Sie heißt: „die Kolonie der Tempelherren“. Das zeigt Ihnen am besten, wie viel Verständnis die Deutschen für die Geschichte und das Rittertum besitzen. „Tempelherren“ werden Ackerbau und Viehzucht, Gerberei und Schweinehandel betreiben. Sie werden auf den Märkten von Jerusalem und Bethlehem ihren Salat und ihre Ferkel absetzen. Tempelherren! Vergebt ihnen, Ihr, meine Vorfahren, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Und Bohemund schlug ein Kreuz.

„Amen!“ murmelte der Doktor.

„Nun, mein armer Freund, wenn die Ziegelfleinhäuser erst fertig sind, wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als unsere Sessel umzukehren. Der Ebene den Rücken wendend, werden wir unsere traurigen Blicke über das Terebintental irren lassen und an Zion denken. Nach dieser Seite wenigstens werden sie uns die Aussicht nicht entweihen können. Das Tal gehört mir, und hätte ich vor dreißig Jahren einen solchen Vandalismus ahnen können, würde ich das ganze Gebiet von Bethlehem bis Jerusalem gekauft haben.“

Vor Born bebend, hatte Bohemund sich erhoben und durchmaß mit langen Schritten die Terrasse. Sein schwarzer Mantel blähte sich hinter ihm wie ein Leichentuch, und seine

goldenen Sporen klirrten auf den Fliesen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, und spähte nach dem Horizonte aus.

"Sehen Sie doch mal da unten, Elias, die Diakonissen und ihre Waisen."

Elias trat neben den Ritter.

"Die Aermsten," sagte er, "wenn Sie wüßten, wie ich sie bedauere. Ach, die christliche Nächstenliebe wird oft zur Unmenschlichkeit. Das da sind kleine Araberinnen, die in ihrer Unwissenheit und ihrem Glend so glücklich waren, denn mit drei Oliven, einem Zauberwärschen, Sonnenschein und Freiheit fühlen diese Leute sich reich. Man kerkert sie ein, man lehrt sie von Tellern essen, sich eines Messers bedienen und in einem Bett schlafen. Außerdem lehrt man sie: lesen, schreiben und Nieder singen, die sie nicht verstehen, Strümpfe stricken, die sie nie tragen werden, und sich mit Wasser waschen in einem Lande, wo man kaum genug zum Trinken hat."

Hat man sie dann zehn Jahre so gequält, so entläßt man sie mit der Mahnung: Geh, liebe Kinder, verbreitet das Christentum um euch und klärt eure Männer auf. Aber was soll ein armer Araber mit diesen Dämchen anfangen, denen man den einzigen Schmuck, ihre Haare, genommen hat, und die der ganzen Stadt ihr entblößtes Antlitz und ihre nackten Füße gezeigt haben. . . . Sie können sich also denken, was aus ihnen wird: Prostituierte. Und an diesem Werk arbeitet in ihrer Unschuld meine Frau und nennt das: Seelen retten!"

"Das wundert mich nicht," sagte der Graf lachend. "Ich verstehe übrigens nicht, warum man die Mädchen unterrichtet. Wenn sie nur verstehen, ihre Männer zu lieben und ihre Kleinen zu nähren, so dürfte das meiner Ansicht nach genügen."

"Zarwohl, der Hauptreiz der Frau liegt in ihrer Natürlichkeit. Die Erziehung zerstört diese; ich hätte Biona am liebsten wie eine wilde Pflanze aufwachsen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Abrechnung.

Eine Schulskizze von Carl Busse.

Die Bersekungsarbeiten wurden zurückgegeben. Mäuschenstill saßen die Obertertianer da. Es war überhaupt immer still, wenn Dr. Freck unterrichtete. Im Handumdrehen wurde er mit der gefürchtetsten Klasse fertig.

Nachlässig, die langen Beine übereinandergeschlagen, saß er auf dem Katheder. Eine schwächliche, hoch aufgeschossene Gestalt. Das hellblonde Haar war sehr gepflegt; das Wärschen dünn aber lang gezogen, gleichfalls. Er gab überhaupt viel auf sein Äußeres. Seine Anzüge muhten tadellos sitzen; er ließ sie zum Kummer der ortsanfässigen Schneider in der Provinzhauptstadt arbeiten. Seine Krawatten waren geschmackvoll und vortrefflich gebunden; die Fingernägel sorgsam poliert und gefeilt. Wenn er neben einem Schüler stand, ließ er sie bei leicht gebogener Hand gern lose auf der schwarzen stumpfen Platte der Bank ausliegen: ihr heller Glanz hob sich dann schön ab.

Er war einer von den jüngsten Lehrern der Anstalt. Bei den Kollegen schien er nicht sehr beliebt zu sein, aber sie hatten Respekt vor ihm, weil er gleichsam spielend mit der schwierigsten Klasse, der Obertertia, fertig ward. Die Schüler fürchteten ihn. Selbst diejenigen, die er bevorzugte, — die Söhne adliger Besitzer oder reicher städtischer Familien — hatten ein geheimes Mißtrauen gegen ihn. Er war sehr jähzornig; eine unheimliche Wut konnte ihn plötzlich packen. Und wehe dem, der dazu Veranlassung gegeben hatte. Die üblichen Schulstrafen existierten dann nicht mehr für ihn. Er hatte sich eine Reihe eigener grausamer und drückender Strafen erdacht. Selbst die lieblichsten Burschen lernten deshalb eifrig für seine Stunden. In den Jahren, die er am Gymnasium zubrachte, hatte der Direktor immer feststellen müssen, daß die von Dr. Freck geleitete Klasse am besten abschnitt.

Jetzt, auf dem Katheder, nahm er ein Heft nach dem anderen vor. Flüchtig fertigte er die guten Arbeiten ab. Lob kannte er nicht. Aber die Schüler waren schon froh, wenn er nicht an seine „Fliege“ griff und lächelte.

Die „Fliege“, ein paar blonde Härchen unter der blauen Unterlippe, zupfte er stets, wenn er wüßig wurde. Und er liebte es, Witze zu machen. Sie prasselten nur so auf das Haupt des Opferlammes nieder. Nur in diesem Falle durfte die Klasse laut sein. Je heller das Gelächter, um so besser, der Schuldige mußte sich darunter winden.

Die Massenarbeiten waren leidlich gut ausgefallen. Auch das vorlehte Heft war zurückgegeben.

Da richtete sich Dr. Freck aus seiner nachlässigen Haltung auf. „Bisher,“ sagte er und brüdete den Kneifer fester, „war alles noch menschlich, wenn man weitherzig urteilt. Hier aber habe ich eine Arbeit, das ist die eines Hornviehs.“

Er sah sich um.

„Förster!“ Das war der Primus. Eilfertig erhob er sich.

„Wie heißt das Hornvieh?“

Der Junge ward rot, schielte zur Seite. Er wußte wohl, wen der Lehrer meinte. Aber Scham und Scheu band ihm die Zunge.

Doch mit dem kurzen scharfen Accent wurde die Frage wiederholt. Das hieß: antworte, oder es geht Dir schlecht!

„Zmurlo,“ sagte der Primus.

„Richtig. Was ist das Hornvieh?“

„Ein . . . Tier.“

„Schafskopf! Ein nützliches Tier ist es, ein ganz unentbehrliches. Und wohin gehört es?“

„In den Stall.“

„Ausgezeichnet. In den Stall, und nicht in . . .“

Klatschend schlug er mit dem Heft aufs Katheder: „Und nicht in ein preußisches Gymnasium! — Zmurlo!“

In der Bank, die der Tür am nächsten stand, erhob sich ein Junge. Er saß seltsam von den anderen ab. Schwerfällig und breitschultrig stand er da, massig und bäuerisch. Er hatte den ein wenig schäbigen Anzug, den er trug, ausgewaschen. Er war ihm in den Schultern viel zu eng geworden. Ein tiefes Atmen der kräftigen Brust, meinte man, müßte genügen, um die Nüste zum Krachen und Plagen zu bringen. Aus den zu kurzen Ärmeln sahen große, grobe Hände — der Junge wußte nie recht, wohin er damit sollte. Nur wenn es etwas recht Schweres anzufassen galt, waren diese breiten ungelenten Lagen gerade recht. Das Gesicht war rot, sommerprossig. Ueber der niedrigen polnischen Stirn stand struppiges, brandrotes Haar.

„Hast Du verstanden, Meister Ungeschlacht?“ sagte Dr. Freck.

„Du hast es nun auch von Deinen Mitschülern gehört, daß Du als Hornvieh in den Stall sollst. Deine Arbeit ist ein Hohn auf allen Unterricht; Deine Arbeit ist eine Niederträchtigkeit; Deine Arbeit ist eine Schmach für die ganze Klasse.“

Herr und Heiland, merkst Du denn nicht, daß Du nicht hierher gehörst?“

Das blasse, sonst blutleere Gesicht war rot geworden. Die Wut packte den Lehrer. Dieser Dengel verdarb ihm alles, brüdete das Niveau der Leistungen ganz fürchterlich.

„Was ist Dein Vater?“

Valentin Zmurlo hob gleichmütig den Kopf.

„Landwirt.“

„So larr' doch Mist wie er,“ schrie der Ordinarius, „anstatt mit diesem Brett vor dem Schädel hier zu sitzen. Ich bin doch kein Dresseur! Worauf wartest Du denn? Auf das Einjährige? So wahr ich Freck heiß' — nie kriegst Du das! Paul' Dir Tag und Nacht in Deinen Büffelschädel ein: ich will abgehen!“

Er lief auf und ab vor dem Katheder.

„Alles will heut' studieren. Jeder Pferdnecht, jeder Schusterjungel für keinen Sechser Grips — aber Gymnasium! Keinen ordentlichen Kock auf dem Leibe — aber Gymnasium! Keinen Satz richtiges Deutsch — aber Gymnasium! Ich sag' Dir, Rotkopf, Du sollst mich kennen lernen! Ein ganzes Jahr lang hab' ich mich gequält mit Dir, ein anderer häßt' sich schon totgeschämt, aber Du Büffelschädel —“

Da, Dein Heft! Und warte 'mal das Zeugnis ab, Söhnchen meiniges!“

Er schleuderte ihm das Heft vor die Füße, das Lösblatt flog heraus, die Seiten legten sich um.

Valentin Zmurlo hob das Heft auf und legte es ruhig unter die Bank.

Die Gewitterstimmung hielt auch für den Rest der Stunde an. Niemand wagte laut zu atmen.

In der Pause sagte der Primus: „Du, Zmurlo, ich konnt' nicht anders . . . Du weißt schon, das mit dem Hornvieh.“

„Schon gutt, schon gutt“ erwiderte der Rothhaarige mit seinem polnischen Accent. „Es ist nicht so farr' schlimm, weil es erzwungen war.“

Auch für die Schüler war der starknochige Bursche ein Rätsel. Man wußte, er war der Sohn eines armen Kossäten. Er hatte fraglos keinen Kopf zum Lernen. Er sprach kaum richtig deutsch. Er war über siebzehn Jahre alt, während das Durchschnittsalter der Klasse 14 bis 15 Jahre war. Er kam nicht vorwärts. Warum besuchte er die Anstalt noch?

Dabei war er gern gesehen, wenn auch kaum jemand mit ihm verkehrte. Er war gutmütig, mißbrauchte seine Kraft nie, half immer mit Federn aus, und war durch sein ruhiges Benehmen jedem noch extra angenehm. Man wußte auch, daß er zu Hause fleißig war.

Nicht lange darauf fanden in der Aula die Feierlichkeiten zum Abschluß des Schuljahres statt. Die Bersekungen wurden vorlesen. Valentin Zmurlo war sitzen geblieben. Es wunderte keinen — ihn selbst auch nicht.

Aus der Aula gingen die Schüler in ihre Klassen zurück. Dort sollten ihnen die Zeugnisse ausgehändigt werden. Dr. Freck erschien mit dem ganzen Stof. Weil die Ferien begannen, war er vortrefflicher Laune.

Er würgte jedes Blatt noch mit ein paar Bemerkungen, ehe er es dem betreffenden Schüler übergab.

Valentin Zmurlo war nach dem Alphabet der Letzte.

„Nun, Freundchen meiniges — da ist die Quittung. Wenn Du zu den Kühen nach Hause kommst, kannst Du sie zeigen. Und“

dem Vater Deiniges bestell' nur, er möch' das Hornvieh gleich dabehalten, anstatt es zu uns zu schicken."

Der Junge faltete das Zeugnis ruhig zusammen, ohne einen Blick darauf zu werfen, und steckte es in die Tasche. Das ärgerte den Lehrer. Aber er griff nach dem Hut, rief der Klasse noch das übliche „Vergnügte Feiertage“ zu und wollt' zur Tür hinaus. Mit einem Male war Valentin Zmurko aufgestanden.

„Herr Doktor,“ sagte er, „ehe Sie fortgehen, möchte ich noch bitten . . .“

Er machte eine ungeschickte Handbewegung, die so viel heißen sollte wie: Bleiben Sie noch gefälligst!

Die Klasse war schon im Ausbruch begriffen. Erst als Dr. Freek sprach: „Nanu, was willst Du denn noch?“, ward sie aufmerksam.

Und der Schüler, in seiner schwerfälligen Sprechart, erwiderte langsam, ruhig, aber in einer hartnäckigen Bestimmtheit:

„Ich will Ihnen vorlesen, was ich mir in diesem Heft notiert hab'. Da steht, wie Sie mich von Michaeli ab geschimpft haben.“ Plötzlich wurde es ganz still.

Fassunglos trat der Ordinarius einen Schritt zurück. Er brachte keinen Ton heraus. Man hörte nichts — nur einmal das Knistern eines Zeugnisses.

Und wieder die schwerfällige Stimme mit dem fremden Akzent:

„Hornvieh oder Nindvieh haben Sie, Herr Doktor, vierund-dreißig Mal gesagt. Weil ich rotes Haar hab', haben Sie, Herr Doktor, vierzig Mal mich gehöhnt. Weil —“

„Zmurko!“ schrie der Lehrer. „Bist Du verrückt?“ „Ich bin nicht verrückt.“ Und hartnäckig: „weil ich keine neuen Bücher hab' —!“

„Schweig!“ rief Dr. Freek gell. „Sonst sollst Du 'was erleben —!“

Er war totenbläß.

„Ich werde nicht schweigen. Sie, Herr Doktor, haben ein ganzes Jahr geredet, und ich hab' nichts gesagt. Nun rede ich auch!“

„Das wird ja immer besser — — Ungehorsam!“ schrie der Ordinarius. „Wenig, ich schlag' Dich halb tot!“

Und blaurot vor Wut sprang er auf ihn zu und hob die Hand.

Aber Valentin Zmurko wich keinen Schritt zurück. Er kam nicht aus seiner Ruhe. Er hob nur gleichfalls eine seiner groben Taten:

Wenn Sie, Herr Doktor, mich hauen, werde ich auch hauen. Was ist da weiter?“

Dr. Freek hatte, als er die Bewegung sah, den Kneifer vom Gesicht gerissen. In dem jezt wieder totenblässen, blutleeren Gesicht sah man tiefrot die beiden Einschnitte der federnden Bügel des Klemmers.

„Niemand rührt sich vom Fleck,“ rief er heiser. „Ich hole den Herrn Direktor.“

Doch mit einem einzigen Schritt war der Notkopf an der Tür, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Wie gelähmt saßen die anderen Schüler. Was da vor sich ging, faßten sie nicht. Starre, erschrodene Augen überall. Der Jüngste hatte ein Gesicht wie eine Leiche. Der Untertierier hing ihm schlaff herunter, als hätte er nicht mehr die Kraft, den Mund zu schließen.

Der Lehrer wandte sich. Langsam — die hohe Gestalt schwanke etwas — schritt er zum Katheder, faßte mit einer Hand danach, drehte sich wieder den Schülern zu. Alle Muskeln schienen sich an ihm zu spannen, auf der Stirn waren die Adern emporgetrieben, die schmalen Lippen verschwanden fast, so preßte er sie aufeinander.

Mit unheimlicher Anstrengung zwang er sich zur Ruhe.

„Das ist . . . Rebellion,“ sprach er, leise fast, mit trodner, spröder Stimme. „Wie kommt der Schlüssel ins Schloß?“

Er allein stand, und vorn, in der Bank neben der Tür, Valentin Zmurko.

Der gab Antwort: „Gestern war der Arresttag. Sie, Herr Doktor, haben uns eingeschlossen.“

„Es soll sofort geöffnet werden.“

„Ich werde öffnen, jedoch muß ich dieses sagen. Sie, Herr Doktor, haben mich ein Vieh genannt, weil ich einem schlechteren Kopf habe wie andere. Ich aber war sehr fleißig. Sie haben mir das Heft hingeworfen, als ob ich ein Hund bin. Ich bin so wenig ein Hund wie Sie. Sie denken, Sie können das tun, weil ein Schüler nicht widersprechen darf.“

Sie, Herr Doktor, haben gehöhnt, weil ich rotes Haar hab'. Im Dorf haben das die Kinder auch getan, aber der Lehrer im Dorf hat ihnen gesagt, daß tun nur Strahenjungens.

Sie haben mich verpöthet, weil ich einen schlechten Rock hab', und nur die alten Bücher, die billiger sind, und einen sehr armen Vater.

Mein Vater spart das Geld für mich jeden Tag. Denn der Lehrer im Dorf hat ihm gesagt, daß ich viel lernen soll, weil man dadurch gut wird.

Sie, Herr Doktor, haben viel gelernt, aber Sie sind nicht gut. Sie verpöthten die Armen und auch ihre Eltern. Aber ich laß meinen Vater nicht verpöthten. Sie sind ein sehr schlechter Mensch.

Das sage ich Ihnen vor allen Schülern. Denn Sie haben

mich auch vor allen gehöhnt und den Förster gezwungen, mich ein Vieh zu nennen, das in den Stall gehört.

Und meinem Vater werd' ich sagen, das viele Lernen nützt nichts zum Gutwerden.

Und ich werde nicht wiederkommen, sondern zu Hause bleiben. Denn im Stalle ist es besser, als in Ihrer Klasse.

Daselbe denken die anderen auch, aber sie haben Furcht vor Ihnen und sagen es nicht.

Sie haben gefragt, ob ich mich nicht schäme. Herr Doktor, wer hat sich zu schämen — Sie oder ich?“

Zum erstmal kam in die ruhige, hartnäckige Stimme etwas wie Erregung. „Sie oder ich?“ fragte sie noch einmal.

Und der „Meister Ungeklächt“ stand breit und massig in der Bank, und er streckte in dieser ersten Erregung den Zeigefinger aus — aber auch das erschien ungelent, als ob er seine Glieder nicht recht beherrschte.

Dann atmete er tief. Es hatte alles geklungen, als hätte er sich Wort für Wort darauf präpariert. In den Tagen und Nächten vieler Monate mochte er es auch in seinem Schädel gewälzt haben, ehe es diese Form — so spröde und edig sie war — bekommen hatte.

Dr. Freek war, als höre er nichts, ans Fenster gegangen. Er trommelte mit den fein polierten Nägeln an die Scheiben.

Aber die hohe Gestalt zitterte.

Er wußte, daß nach dieser Szene vor der ganzen Klasse seines Weibens hier nicht mehr war. Daß er durch unerbittlichste Strenge zwar auch weiterhin einen äußeren Respekt bei den Schülern erzielen würde, daß aber der innere heute den Todesstoß erhalten hatte.

Er konnte nichts tun; er war machtlos. Es gab nur eins: möglichste Ruhe und Würde bewahren, um durch vergebliches Aufbegehren nicht noch lächerlich zu werden.

Valentin Zmurko aber packte langsam seine Bücher zusammen.

„Adieu Ihr!“ sagte er mit seinem gutmütigen Lächeln zur Klasse gewandt. „Wenn einer von Euch nach Pödlitz kommt — nun, ich würde mich sehr freuen.“

Und ruhig zog er den Schlüssel aus der Tasche, schloß auf und ging langsam, in seiner massigen Schwerfälligkeit, in dem ausgewachsenen, schäbigen Röckchen, aus der Tür.

Man hörte seine ruhigen, bedächtigen Bauernschritte nicht nur aus dem Korridor tönen, sondern auch noch von der Steintreppe her, die aus dem Gymnasium hinaus und ins Freie führte. —

Kleines feuilleton.

e. s. Ueber den „neuen Stil“ sprach am Mittwoch Henry van de Velde im Verein für deutsches Kunstgewerbe. Er ging davon aus, daß unsere moderne Zeit in der Kunst die Logik der Linie entdeckt habe, während alle anderen Zeiten bis zurück zur Frühgotik, in ihren künstlerischen Arbeiten den Schmuck liebten, der äußerlich angelegt war. Blumen, Blätter, Säulen und Säulchen überall, daran freuten sich die Menschen. Nur keine Einfachheit, nur keine Logik. Das Gefühl für den Rhythmus der Linie war verloren gegangen.

Im Zusammenhange damit betonte man den sentimentalen Inhalt. Jedes Ding sollte irgend etwas erzählen, einen Vorgang illustrieren. Selbst Architektur und Kunstgewerbe sollten hier mit-tun. Und so sehen wir das Vorherrschende sentimentalen Gefühls auch in diesen wesentlich praktischen Künsten.

Renaissance, Barock und Rokoko gingen gegen die Logik und Einfachheit an, als sie ihre überladene Ornamentik an die einfachen Dinge des Lebens hefteten. Es war eine Stilsprache, die nichts nach dem Sinn und dem Zweck des Gebrauchs fragte.

Dann kam die Revolution und mit ihr das reinigende Gewitter, das über Europa hinsegte. Eine Folge dieses Ereignisses war der Empiristil, der sich in England als Chippendalestil, in Deutschland als Wiedermeierstil Geltung verschaffte. Aber so einfach er sein wollte, so mächtig die Reaktion war, zur wirklich organischen Neubildung drang er nicht vor. Es blieb bei der Methode, den Dingen äußerlich ein Ornament anzulieben, das Schmuck sein sollte.

Und diese Epoche währte auch nicht lange. Dann begann die Hochstuf der Stilerzeugnisse, die alle vergangenen Stile wieder aufwärmten, sich in Renaissance, Barock und Rokoko noch einmal versuchten und so von einer an sich unsinnigen Sache noch einmal eine charakterlose Imitation gaben. Es ist die Zeit der Nachahmer und Kopierer, die noch nicht vergessen ist.

In diese Zeit, führte der Redner aus, fällt unsere Entwidlung. Wir wuchsen in einer Umgebung auf, die an Häßlichkeit und Wüßtim ihresgleichen nicht hatte. Wir sahen uns von Gegenständen umgeben, die uns lieblos betrachteten, zu denen wir kein Verhältnis hatten. Unser Leben spielte sich in einer Umgebung ab, die nichts von unserem innersten Wesen an sich hatte. Mit nichtsagenden, stillschweigend kopierten Ornamenten überhäuft, waren sie sinnlos und grotesk an der Oberfläche und unpraktisch in der Konstruktion. Diese Sinnlosigkeit war das Kennzeichen dieser Epoche. Eine Epoche des tumultuarisch sich gebenden Wüßtim, neben die keine ähnliche in der Entwidlungsgeschichte der Zeit gestellt werden kann.

Allmählich begann eine Umbildung. Neue Anschauungen lödeten

die festen Vorstellungen. Religion, Moral, Recht wurden einer mehr sozialen Kritik unterworfen. Diese führte dazu —, daß man nicht mehr ausschließlich fragt: wie haben es unsere Vorfahren gemacht, sondern, wie müssen wir es machen, unserem Wesen entsprechend?

Mit dieser inneren Entwicklung gingen die neuen Probleme der Technik Hand in Hand. Der Dampf und die Elektrizität stellten neue Anforderungen, die nur nicht mehr nach alter Väter Art gelöst werden konnten. Diese neuen Möglichkeiten zeigten uns Wege, die bis dahin unbeschritten waren.

Sie arbeiteten zugleich mit, einen neuen Typus Mensch zu schaffen. Im Zusammenhang mit all den neuen Kulturerrungenschaften, den unendlich vielen Fragen, die wir uns von neuem vorlegten — schon das zeigt an, daß der alte Mensch nicht mehr war, denn immer ist Unbefriedigung das Anzeichen für etwas Neues — wurde der neue Typus Mensch, der moderne Mensch. Dieser Mensch ist nach van de Velde Anschauung grundsätzlich verschieden von dem Menschen früherer Tage, so grundsätzlich, daß „man unterscheiden müsse: moderner Mensch und prämoderner Mensch.“

„Der prämoderne Mensch wusch sich, badete sich, aß anders als der moderne Mensch.“ „Der prämoderne Mensch arbeitete anders, als der moderne Mensch und suchte seine Erholung in anderen Zerstreuungen.“

Im Leben des prämodernen Menschen spielt die Sentimentalität eine große, ausschlaggebende Rolle. Er schmückt seine Wände mit Sprüchen, er trinkt aus Wechern, auf denen ein Gedicht steht. Überall umgibt ihn eine Romantik des Gefühls, der Sentimentalität.

Der moderne Mensch sucht logisch, vernunftgemäß zu leben. Und er fängt damit an, daß er sich mit vernunftgemäß gestalteten Dingen umgibt. Er verbannt jene grotesken Dinge aus seinem Zimmer, die vor lauter Schmuck, der Vögel, Blattwerk oder Giraffen zeigt, unbrauchbar sich erweisen.

Der neue Stil folgt der Konstruktion, der das Material und der Zweck die Wege weisen; er hat den Sinn der Notwendigkeit und verzichtet auf Beiwerk.

Die Befreiung von der Sentimentalität kam zu Stande durch die französische Revolution und durch die amerikanischen Befreiungskriege, die ein neues Amerika schufen. Das Resultat ist der neue Europäer. In England hat dieser Geist, der der Praxis dient, schon tiefere Ausübung erfahren, ohne daß England damit als inferior in der Kunst angesehen wird. Im Gegenteil, dieser neue Geist stärkte seine Kräfte und seine Künstler. Denn das ist eine fälschliche Annahme, daß nun die Poesie aus unserem Leben verschwinden soll. Wir haben nur ein anderes Gefühl für das, was wir Poesie nennen und als solche ansehen. Ruskin und Morris hahnten hier den Weg. Sie schlossen sich der Vergangenheit an, waren noch nicht selbständig.

Wir suchten nach einem neuen Stil. Nicht die Kraft war die Veranlassung. Vielmehr häufig nur die Auffassung, es hat einen Stil des sechzehnten, des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts gegeben, das lesen wir überall in den Lehrbüchern. Wo ist nun der Stil des neunzehnten Jahrhunderts? Auf, laßt uns ihn suchen, lautete die Parole, er muß irgendwo stecken. So sollte über Nacht ein neuer Stil geschaffen werden.

Er war aber schon da. Und zwar unversehens. Er offenbarte sich dem staunenden Blick in den logischen Fügungen der Eisenkonstruktionen. Und die Weltausstellung in Paris zeigte offenkundig in ihrer Maschinenhalle diesen neuen Stil. Da war ein Befehl, das einem Stil die Wege wies. Hiervon hat sich van der Velde anregen lassen. Er überträgt den Eisensil in Holz. Was nützlich ist, ist noch nicht schön. Dazu bedarf es des Künstlers, der die Sensibilität (diese Eigenschaft erhöhter Reaktionsfähigkeit steht an Stelle der früheren Sentimentalität) des modernen Menschen in Linien bannt, deren Rhythmus mehr zeigt als nur platte Nützlichkeit. In diesen aphoristisch gehaltenen Sätzen schilderte van de Velde das Werden des neuen Stils, den zu finden hauptsächlich das Bestreben der belgischen Künstler sei. Van de Velde selbst ist Belgier; er ist der Führer dieser Schule. Er stammt aus dem Lande der Fabriken, aus dem Lande Neumiers, wo dem Künstler soziale Erfordernisse tiefer sich einprägen, und das moderne Leben in schneidenderem Gegensatz zu der Vergangenheit steht. Er wies noch darauf hin, daß die Antike in ihrer frohen, naiven Sachlichkeit mit diesem Geiste der Moderne sich deckt. Der Antike gleich wird unsere Zeit sein, wenn sie lernt, nur sich zu folgen, ihren Bedürfnissen, ihren Wünschen.

Hätte van de Velde die soziale Seite stärker hervorgehoben, so hätten seine Behauptungen stärkere Beweiskraft gehabt. So schwebte manches in de Luft. Die Wertung der vergangenen Stile machte sich van de Velde leicht. Dilettantismus im Erkennen der Entwicklung lag neben neuartiger Anschauung.

Es ist dies der Nachteil, wenn Führer einer künstlerischen Richtung ihr Programm vertreten. Sie kennen nur das eine: ihren Stil. So wies auch van der Velde alle anderen modernen Stilbestrebungen, z. B. Eckmann, die Wiener Kunst zurück als Versuche mit alten Mitteln. Nur seine Art, seine Kunst sei die richtige. Diese Einseitigkeit, die oft borniert wirkt, muß man in Kauf nehmen. Im wesentlichen bot der Vortrag nichts Neues, das nicht schon aus den Schriften und sonstigen Vorträgen des Künstlers bekannt wäre. Aber diese Wiederholung war lehrreich. Sie lenkt den Blick wieder hin auf wichtige Bestrebungen im Kunstgewerbe und regt an, sich von neuem damit auseinanderzusetzen. Geht man

auf die Sache ein — das heißt steht man davon ab, daß van de Velde theoretisch oft kurzichtig ist und in die Fehler verfällt, die er gerade dem Gegner vorwirft, zum Beispiel der Sentimentalität, wenn er behauptet, in der logisch durchgebildeten Linie sei die Poesie der rauschenden Wälder und des schäumenden Meeres —, so muß man anerkennen, daß in dem logischen Stil van de Velde, der alle überflüssige Ornamentik verschmährt, viel Zukunft liegt. Jedenfalls hat sein Stil vor vielen anderen Versuchen den Vorzug der Konsequenz und der Möglichkeit, eine umfassendere Geltung für breitere Kreise zu beanspruchen. Namentlich für unsere öffentlichen Gebäude wäre seine Art sehr angebracht, da sie zugleich einfach und monumental ist und endlich einmal endgültig mit dem Schutt überkommener Vorstellungen aufräumt. Es ist zum mindesten ein Anfang in diesem resolut einfachen Stil. —

ie. Der älteste Kartograph des Nordens ist nach Untersuchungen des norwegischen Geographen Björnbo ein gelehrter Mann des fünfzehnten Jahrhunderts, der mit seinem eigentlichen Namen Claudius Claussen Swart hieß, sich aber nach dem Brauch der damaligen Zeit auf lateinisch in einen Claudius Clavus Niger verwandelte. Von Geburt war Swart eine Däne, und zwar ist die Tatsache überliefert, daß er in demselben Jahr (1388) geboren wurde, in dem der Krieg zwischen König Albrecht von Schweden mit der Königin Margarete von Dänemark ausbrach, der für ersteren unglücklich ausging. Erzogen wurde Swart in einer Mönchsschule, verließ aber seine Heimat schon im Alter von 24 Jahren und verbrachte den größten Teil seines Lebens im Auslande. In Rom machte er 1423 die Bekanntschaft des päpstlichen Sekretärs Poggio, der sich bedeutende literarische Verdienste erworben hat. Ob er den jungen Dänen auf die Kartographie hingewiesen hat, ist zweifelhaft. Die älteste von Clavus Niger bekannte Karte, die man 1835 bei Nancy auffand, wurde von einer Beschreibung begleitet und nimmt in der Darstellung des europäischen Nordens einen ziemlich hohen Rang ein, indem sie viele Zerstücker früherer Karten vermeidet und auch schon Grönland und Island zur Darstellung bringt. Im Jahre 1888 wurden dann in Warschau und Florenz mehrere mit der Hand gezeichnete Karten aufgefunden, die vielleicht auf Clavus zurückzuführen sind. Nach einem später in Wien entdeckten Manuskript hatte Clavus beabsichtigt weiterer Vervollkommnung seiner Karte von Europa namentlich die ganze norwegische Küste bereist. Die Arbeiten von Clavus blieben lange maßgebend für die Darstellung der nördlichen Gebiete unseres Erdteils und besonders mit Bezug auf die Darstellung von Grönland, die erst im siebzehnten Jahrhundert weiter verbessert wurde. —

Humoristisches.

— Aus der Gesellschaft. „Nun, wie sind Sie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, Herr Baron?“

„Ganz gut — aber ein kleines Malheur ist mir passiert: Meine Frau ist mit dem Chauffeur durchgebrannt!“ —

— Auf dem Bureau. „Herr Rat, Ihre Frau Gemahlin ist am Telefon!“

„Hab' jetzt keine Zeit! . . . Bitte, Kollege, verstellen Sie doch Ihre Stimme etwas und fragen Sie, was sie will; zum Reden kommen Sie ohnehin nicht viel — das besorgt meine Frau schon allein!“

(Nach fünf Minuten.)

„Sie sollen nicht so lange beim Fräulein sitzen bleiben, Herr Rat, und pünktlich zum Mittagessen erscheinen. . . aber jetzt müssen Sie selbst kommen — Ihre Frau wird zärtlich!“ —

— Der Prozenbauer. „Guat'n Morg'n, Bürgermoasta! . . . (Keine Antwort). . . No, woacht D', Bürgermoasta, eppas kummt D' scho drauf sag'n!“

„So—o—ol Woacht D' net, wann i' mei' Sprechstund' hab'?“ — (Liegende Blätter.)

Notizen.

— Der norwegische Dichter Alexander Kielland ist gestern plötzlich gestorben. —

— Der Dsiriz-Preis (100 000 Franken) ist von der französischen Akademie dem Historiker Albert Sorel für sein Werk: „Die diplomatische Geschichte Europas während der beiden letzten Jahrhunderte“ zugesprochen worden. —

— Das Schiller-Theater in Charlottenburg soll bestimmt am 1. Januar 1907 eröffnet werden. —

— „Die Fischer von St. Jean“, eine Oper von G. M. Widor, erlebt am 15. April im Stadttheater zu Frankfurt a. M. die erste deutsche Aufführung. —

— Ein sibirisches Volksliederbuch wird demnächst in Rußland erscheinen. Es enthält an hundert nationale Gesänge, die von einer Kommission im Verlaufe von drei Jahren gesammelt wurden. —

— Die Nationalgalerie hat ein Jugendwerk Menzels, „Bauplag mit Weiden“, für 25 000 M. erworben. —

— Die Britische Nationalgalerie in London kaufte ein Werk Jan Breughels (des „Sammetbreughels“) für 100 000 M. Das Bild war von einem Händler aus dem Nachlaß eines holländischen Domkapitulars für einige hundert Mark erworben worden. —